# In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt"

Nr. 7. | Posen, den 9. Januar 1929. | 3. Jahrg.



## Zwei Saltzenbrod.

**Roman von Karl Hans Strobl.**

(6. Fortsetzung). (Nachdruck verboten.)

Es war gewiß nicht leicht, das mühsame, gesunder Menschensprache nur von weitem sich nähernde Lallen der Frau zu verstehen. Noch schwerer aber war es zu erraten, was sie meinte. Gott allein mochte wissen, welche Erinnerung aus ihrer Vergangenheit sich in diesem dunkeln Gestammel mitteilen wollte. Es war immer dieselbe Geschichte, die sie erzählte. Nur so viel glaubte Justus erraten zu können, daß jemand anderer ihren Platz im Leben eingenommen und sie von ihm verdrängt hatte. So oft er aber diese Geschichte gehört hatte, ohne ihrer Bedeutung nachzudenken, heute schien sie ihm einen besonderen Sinn zu gewinnen, der geradewegs auf ihn zielte.

Indessen hatte sich das Weib erhoben, und über ihr abscheuerregendes Gesicht war ein Schimmer gebreitet, als wolle sich da ein Lächeln aus der Tiefe ihrer Seele ans Licht ringen. „Lehrer dagewesen," gluckste sie geheimnisvoll, „gesagt: Kind in Schule bringen! Kind in Schule gehen . . . lernen . . . großes Kind, schönes Kind . . . dann nit mehr fremde Leute . . . Schläge kriegen."

Und von diesem neuen Gedanken erfaßt, stieg sie mit ihrem Lumpenbündel, ohne sich weiter um Justus zu kümmern, die Stufen des steinernen Thrones hinab und verlor sich auf einem schmalen Pfad im Gebüsch.

Justus war aufgestanden. Das Rauschen der Wälder, in deren Wipfeln der Abendwind spielte, drang zu ihm empor. Es schien ihm, als hätten sie eine Stimme bekommen und raunten dasselbe, was die arme Verstörte gelallt hatte: „Nit fortgehen . . . fortgehen nit gut."

Wohin wollte er? Was hatte er vor? Wohin kam er mit der kleinen Barschaft, die ihm nach der Bezahlung seiner Schuld verblieben war? War es nicht eine Torheit ohnegleichen, die Heimat zu verlassen, um der Sühne für seinen Fehltritt zu entgehen?

Nein — mochte kommen, was da wollte, mochte ihm der Vater in seinem Zorn alle Rippen entzweischlagen, es war besser, alles auf sich zu nehmen, als ins Dunkle und Ungewisse der Fremde hineinzulaufen.

Er war kaum in seinen Gedanken soweit gekommen, als es ihm mit einemmal wieder ganz leicht und fröhlich zumute wurde, genau so, als hätte jemand, dem er grenzenlos vertrauen durfte, dagestanden und ihm bestätigt ,daß dies das beste sei, was er tun könnte. Wenn er sich jetzt beeilte, so war er noch vor völligem Einbruch der Nacht wieder im Dorf.

Und ohne länger zu überlegen, schlug er mit beschwingten Schritten den steilen Jägersteig ein, der, den gewundenen weiteren Weg kürzend, zwischen Felsen den Hang hinabsprang.

Es war aber doch schon recht dunkel geworden, als er seinen Hof betrat. Unter dem Vordach des Schuppens stand das Steirerwägelchen des Vaters. Er war also schon da mit dem ganzen zusammengeballten Wettergewölk seines Ingrimms und dem zum Losbruch bereiten Zorn in den breiten, knochigen Fäusten.

Nun kroch doch ein zaghaftes Zögern in Justus' Herz. Lautlos schlich er der viereckigen Lichttafel zu, die vor dem Hinterfenster seines Hauses über dem Hof lag, und stellte sich auf die kleine Bank unter dem Kastanienbaum, um in das Wohnzimmer zu sehen.

Da saß der Vater in dem Lehnstuhl am Ofen, vor ihm lag Rina auf den Knien, und wenn man auch nichts hören konnte, so sah man doch an dem Zucken der Schultern, daß sie von qualvollstem Leid geschüttelt wurde. Das war wohl schlimm genug, aber noch schlimmer war der Anblick, den der Vater bot. Der war nämlich keineswegs der zornschnaubende Wüterich, wie ihn Justus zu finden erwartet hatte, sondern ein gebrochener Mann. Sein Gesicht war ganz verfallen und um Jahre gealtert, und aus den großen, starr ins Leere gerichteten Augen rann eine Träne nach der anderen über die welk und fahl gewordenen Wangen.

Justus konnte es zuerst gar nicht glauben, daß der Vater weinte. Aber es war wirklich so, er konnte es ganz deutlich sehen, es waren Tränen, die ihm aus den Augen drangen und durch die Furchen des Greisengesichtes ihren Weg suchten. Lange änderte sich nichts, die beiden Menschen im Zimmer verharrten in der Erstarrung ihres Grams, und auch Justus konnte sich auf seinem Platz nicht rühren, er spürte nur, wie ihm eine eisige Kälte immer näher ans Herz kroch.

Sein Entschluß war wie weggewischt, an der Stelle, die er in Justus' Seele eingenommen hatte, war ein Gefühl von Oede und Dürre. Wenn er den Vater in wüstem Toben angetroffen hätte, schreiend, mit geballten Fäusten drohend wie sonst, so wäre ihm das ein willkommenes und erlösendes Schauspiel gewesen. Aber daß er so zusammengesunken dasaß, während seine Augen vom Wasser des Kummers überquollen, das war nicht zu ertragen.

Mit steifen Beinen stieg Justus von der Bank unter dem Kastanienbaum, lehnte sich für die Dauer einiger Atemzüge an die Holzpfosten, die das Vordach des Schuppens trugen, und schlich dann beim Hoftor hinaus in die Nacht.

7.

An einem Junimorgen, da schon etliche Winter und Sommer seit Justus Saltzenbrods Verschwinden miteinander abgewechselt hatten, stand Frau Rina am steinernen Brunnentrog ihres Hofes und spülte im fließenden Wasser die letzten Seifenreste aus der Wäsche. Lex, nun schon kein Wickelkind mehr, sondern ein unternehmender kleiner Mann, hatte in einem blauen Topf ein Stück Seife aufgelöst und ließ vom Ende eines gespaltenen Strohhalmes bunte Blasen aufsteigen. Sie erhoben sich, standen eine Weile wie unschlüssig in der Luft und zergingen dann mit einem leisen Schnalzen in nichts.

Lex war der erste, der den Kaufmann Opferkuch über den Hof kommen sah. Wenn ihn Frau Rina gesehen hätte, so hätte sie sich wohl gleich gefragt, was dieser merkwürdige Besuch zu bedeuten habe, und was der Kaufmann von ihr wollte. Lex aber wußte nichts von dem angestrengten Wettbewerb der beiden Kram-

laden, und so machte er sich auch keine Gedanken darüber. „Das ist ein schönes Spiel!“ sagte der Kaufmann, indem er bei dem Knaben stehenblieb.

Lex hatte den Mund voll Luft und ließ sie vorsichtig in den Strohhalm strömen, an dessen Ende ein schillerndes Bläschen aufschwoll. Er hatte jetzt keine Zeit, sich in Gespräche einzulassen. Das Bläschen löste sich schwankend vom Halm, schwebte über den Kopf des Kaufmanns Opferkuch hinüber und zerging.

„Es ist nur schade,“ sagte der Mann, „daß diese schönen Dinger immer gleich wieder hin sind.“

Der Meinung war Lex auch. Er stupfte seinen Strohhalm in die Seifenlösung und hob ein zitterndes Tröpfchen heraus.

„Da habe ich aber etwas,“ fuhr Opferkuch fort, „das ebenso schön ist und sich länger hält.“

Er hatte eine Glaskugel aus der Tasche geholt und reichte sie Lex hin. Sie war etwa so groß wie eine Nuß, und in ihrem Innern zeigte sich ein Gewirr von roten, grünen und blauen Flämmchen, Flecken und Federchen. Es waren alle die Farben darin zusammengebacken, die sich über die dünnen Oberflächenhäutchen der Seifenblasen hinspannten, nur daß sie nicht vergingen und nur immer schöner funkelten und prangten, je mehr man die Kugel im Sonnenlicht spielen ließ.

Das war freilich eine noch ganz andere Pracht als die flüchtig zergehenden Schaumgebilde, und Lex konnte das bunte Glaswunder nur beklommenen Herzens und mit einem kleinen Seufzer der Sehnsucht seinem Besitzer zurückgeben.

Da sagte der Kaufmann Opferkuch: „Nein, nein, Junge, du darfst es behalten, weil du so brav bist und deiner Mutter soviel Freude machst. Ich schenk dir die Kugel.“

Das war freilich eine beglückende Neuigkeit, die man sogleich der Mutter mitteilen mußte. Lex lief zum Brunnen und hielt die gläserne Herrlichkeit hoch: „Da schau, was ich kriegt hab'!“

Frau Rina war so ganz ins Spülen und Schweifen vertieft gewesen, daß sie den Kaufmann Opferkuch bisher gar nicht bemerkt hatte. Sie schaute auf und nickte dem unvermuteten Besuch freundlich zu.

Sie wußte aber auch sogleich, daß er irgend etwas von ihr wollte, denn der gute Opferkuch gehörte zu der Sorte von Menschen, die eine Laus um ihren Pelz schinden möchten, und umsonst schenkte er nichts her, nicht einmal eine Glaskugel.

Das kleine Männlein kam zierlich schwänzelnd näher und lächelte so süß wie eine Zuckerbrezel. Das war Frau Rina nur noch verdächtiger, denn bisher hatte er immer getan, was er konnte, um ihr das Wasser abzugraben und auf seine Mühlen zu leiten.

„Ich wundere mich nur,“ sagte er, „daß Ihnen all die Arbeit nicht zuviel wird.“

Da mußte Frau Rina herzlich lachen: „Wenn man gesund ist, wird einem nicht leicht eine Arbeit zuviel. Vor allem nicht, wenn es sein muß.“

Der Kaufmann starrte wie gebannt Frau Rinas nackte Arme an, die ein Wäschestück zusammendrehten und ihm die letzten Tropfen Wasser auspreßten. „Ja, gesund sind Sie, das sieht man Ihnen an,“ sagte er anerkennend. „Da merkt man erst, was eine Frau imstande ist, zu leisten. Du lieber Himmel, wenn ich da an meine arme Frau, Gott hab' sie selig, denke — was war die für ein Krankensessel, solange ich mich erinnern kann.“

Nun hätte ihm ja Rina entgegnen können, was alle Leute sagten: daß er seine Frau nicht hätte so knapp halten und nicht am Arzt so sparen sollen, und daß sie noch hätte am Leben sein können, wenn er rechtzeitig dazu gesehen hätte. Aber sie dachte an die Glaskugel, die er dem kleinen Lex geschenkt hatte, und wich lieber aus: „Uebrigens hab' ich ja jetzt an der Resi eine tüchtige Hilfe. Da brauch' ich mich um vieles im Haus und im Geschäft nicht zu kümmern. Das ist, als hätt' ich's selbst gemacht. Und der Rudolf arbeitet mir auf dem Feld für zwei und drei. Ich hab' Glück mit meinen Leuten.“

„Ja, der Rudolf,“ sagte der Kaufmann nachdenklich, „das ist freilich einer! Wenn man die anderen Knechte anschaut, denen kann man die Hose im Gehen flicken. Der Rudolf nimmt sich um die Wirtschaft an, als sei es die seinige. Aber trotzdem: der stärkste Knecht ist nicht das, was ein schwacher Herr. Und ich glaub' halt immer, hier fehlt einer, der alle Zügel in die Faust nimmt.“

Es war nicht sehr fein vom Opferkuch, mit dem Finger auf den Schatten zu weisen, der über dem Hofwesen und Rinas jungem Leben lag. Sie gab ihm darum keine Antwort und warf das ausgewundene Wäschestück in den Wäschekorb, daß es klatschte.

Aber der Kaufmann schien nichts davon zu merken, welche Bitternis er in Rinas Herz geweckt hatte, und fuhr in seinen Betrachtungen fort: „Da ist ja auch noch Ihr Schwager, der Knollmeyer, der die Vormundschaft über den Lex übernommen hat und Ihr Vermögen verwaltet. Man muß sagen, daß Sie keinen gewissenhafteren Menschen hätten finden können. Es gibt ja freilich Vormünder, die ganz gern einmal daneben greifen und sich in der Rechnung irren, nicht zu ihrem Nachteil. Und wenn der Knollmeyer auch in der letzten Zeit, seit der alte Saltzenbrod tot ist, mit dem Vieh Unglück gehabt hat, und wenn es ihn auch ein schweres Geld kostet, daß er seinen Max in der Stadt auf dem Gymnasium hat, da ist gewiß alles in Ordnung und geschieht nichts Unrechtes.“

Es war etwas in Opferkuchs Ton, das Rina aufhorchen ließ. „Was wollen Sie damit sagen?“ fragte sie schroff.

„Nichts, gar nichts,“ betonte der Kaufmann eilig, „ich will nur sagen, daß der Knollmeyer von anderem Schlag ist, als so manche Vormünder und daß alles bis aufs Tüpfelchen stimmen wird, wenn er einmal Rechnung legen muß. Aber dabei bleibt's doch, das ist alles nicht das Rechte.“

„Und was wäre denn das Rechte nach Ihrer Meinung?“ fragte Rina jetzt geradezu und trotzig, indem sie den Kaufmann herausfordernd ansah.

Opferkuch trippelte zwei Schritte zurück, als wolle er einen Anlauf nehmen: „Es müßte halt ein richtiger Herr über Haus und Hof kommen.“

Rinas Augen funkelten feindselige Klarheit: „Der Hof hat seinen richtigen Herrn — wenn er auch nicht daheim ist.“

Da wurde der kleine Mann noch lebendiger als vorhin, denn offenbar war er nun dort, wo er von allem Anfang an hatte sein wollen: „Wie lange ist es denn jetzt, daß der Justus fort ist? Es muß wohl an die sechs Jahre sein.“

Die Frau tauchte ein Hemd in den Brunnentrog, als sei es ein Feind, den sie ersäufen wollte: „Im Herbst werden es sechs Jahre.“

„Und hat er niemals geschrieben?“

Rina hätte am liebsten keine Antwort gegeben, aber der widerwärtige Mensch sollte nur ja nicht glauben, daß er in ihr Zweifel erregen und sie in Verlegenheit bringen könne.

„Es ist niemals eine Nachricht gekommen,“ sagte Rina, indem sie das nasse Hemd zu würgen begann.

„Das aber werden Sie doch wohl gehört haben,“ fuhr der Kaufmann fort, „daß die Leute erzählen, der Justus sei im Krieg gewesen, unten in Italien.“

„Er kann ja wirklich auch im Krieg gewesen sein,“ sagte Rina so gleichgültig, als sie es zusammenbrachte.

„Nun, wenn einer im Krieg gewesen ist und nachher noch ein paar Jahre nichts von sich hören läßt, so muß man doch wohl annehmen . . .“

„Was muß man annehmen?“ blitzte ihm Rina entgegen.

Aber jetzt, da der Kaufmann nun einmal soweit war, ließ er sich nicht mehr einschüchtern. „Da muß man annehmen,“ sagte er mit einem Gesicht wie ein leibhaftiger Partezettel, „jeder vernünftige Mensch muß annehmen, daß er dann nicht mehr am Leben ist.“

(Fortsetzung folgt.)

# Diebsglaube.

Von Figgo F. Moeller.

Einzig berechtigte Uebertragung aus dem Dänischen von L. Tronier-Funder.

Zwei Männer kamen hastig, doch mit großer Vorsicht durch den stockfinsteren, in den Fels geschlagenen Tunnel gegangen. Die modrige Luft und die Feuchtigkeit, die in Tropfen von den Wänden herabrieselten, zeigten ihnen an, daß sie sich unter der Erdoberfläche befanden.

Der eine, der den Weg zu kennen schien, ging seinem Kameraden, der ihm — die eine Hand auf seiner Schulter — folgte, um einen Schritt voran. Sie schleppten jeder an einem Ballen, der schwer schien, und zwischendurch einmal hielten sie an und lauschten rückwärts.

„Hörst du etwas?" fragte der hintere.

„Nein, wir sind ihnen entwischt," sagte der andere.

„Der Weg fällt immer noch steil ab — weißt du sicher, daß wir hier richtig gehen?"

„Gewiß, nur noch ein paar Minuten vorwärts, dann geht es wieder aufwärts."

„Bist du deiner Sache ganz sicher?"

Der Mann, der hinter dem anderen herging, sprach heiser. Seine Stimme klang roh und sie zitterte, als er sprach, in halb angstvoller, halb drohender Erregung.

„Gewiß bin ich meiner Sache sicher," murmelte der andere.

„Versuche nicht, mich an der Nase herumzuführen," knurrte die rohe Stimme, und die Hand, die auf der Schulter des Kameraden lag, krümmte sich in einem harten Griff.

„Merkst du jetzt — es geht aufwärts!"

„Ja — laß uns schneller gehen."

„Merkst du jetzt — die Luft wird reiner!"

„Ja, du hast recht. Nur weiter."

Der, der anführte, trat dicht an die Tunnelwand und tastete sich vorwärts. „Gottlob," murmelte er, „nun ist das schlimmste überstanden. In fünf Minuten sind wir an der Stelle, wo der Tunnel sich teilt, und noch fünf Minuten weiter, dann sind wir draußen in freier Luft."

„Ein Irrtum ist nicht mehr möglich?"

„Nein."

Der Mann, der hintenan schritt, ließ plötzlich seinen Ballen fallen. Die Hand, die auf der Schulter des Kameraden lag, glitt vorwärts, rund um seinen Hals herum, und krümmte sich mit einem mörderischen Griff um seine Kehle. Mit der freien Hand zog der Spitzbube ein breites Messer aus dem Gürtel und stieß es dem anderen rasch zwischen die Schultern; lautlos sank der zusammen.

„Danke schön, Freundchen — ich kann dich nicht mehr gebrauchen jetzt," knurrte der Mörder, während er die Jacke des anderen aufriß, ein Ledersäckchen aus einer der inneren Seitentaschen zog und es zu sich steckte. Dann nahm er beide Ballen auf, machte einen weiten Schritt über den hingestreckten Körper und lief weiter durch die Finsternis.

Fünf Minuten später kam er an die Stelle, wo der Tunnel sich teilte. Und erst in diesem Augenblick fiel ihm ein, daß er nicht wußte, nach welcher Seite er sich wenden müsse. Eine Minute stand er ratlos und verwünschte seine Dummheit — dann fuhr er plötzlich zusammen und lauschte. Aus dem Dunkel hinter sich hörte er einen schleppenden Laut, dann ein Stöhnen und einen Fall. — „So habe ich doch keine gründliche Arbeit mit ihm gemacht," murmelte er mit einem Fluch. „Nun, um so besser!" Und vorsichtig schlich er den Gang zurück.

Auf halbem Wege stolperte er über den Körper des anderen. Er beugte sich herab, hob ihn zu sich empor und hielt sein Gesicht dicht an seines. Die Augen des Ueberfallenen waren weit aufgerissen und starrten ihn voller Entsetzen an.

Der Mörder dämpfte seine Stimme zu weichem sanften Ton, während er dem sterbenden Kameraden reuige Worte zuflüsterte. — „Ich weiß nicht, was mir in den Sinn kam. Verzeih mir, du! Ich komme ja zurück, um dich zu holen, nicht wahr — ich bereue es ja so. Stütze dich auf mich, du wirst sehen, du überstehst es. Mein Leben gebe ich für deine Rettung. Vergib mir, Kamerad. So, leg deinen Arm um meinen Hals. Wir müssen weiter; wir sind gleich am Scheideweg. Müssen wir nach rechts oder nach links?"

Seine Augen starrten begehrlich in die des Sterbenden.

„Rechts oder links?" wiederholte er. „Nach welcher Seite? Kannst du nicht sprechen? So gib mir ein Zeichen. Sieh, jetzt zeige ich. Den Weg dort? Nein, diesen da — —?"

Der Blick des Sterbenden, der voller Grauen auf das wilde Gesicht des Mörders gerichtet war, wurde starr und gläsern. Aber noch halb im Tode, mit trüben Schleiern über dem fliehenden Bewußtsein, öffnete er die bleichen Lippen und flüsterte fast unhörbar: „R—e—ch—t—s".

Dann fiel er zurück. — Der andere warf sich über ihn und lauschte. Kein Herzschlag mehr. „Wie gut," murmelte er, „gerade im letzten Augenblick."

Dann griff er wieder nach den Ballen, eilte durch den Gang vorwärts, erreichte den Scheideweg, tastete umher, bis er sicher war, den Weg rechts vor sich zu haben, und glitt dann von neuem vorsichtig vorwärts.

Nun mußte er gleich beim Ausgang sein. Uebrigens — man hätte glauben sollen, daß der Tunnel hier ziemlich steil aufwärts gehen müßte; aber davon war nichts zu spüren. Die Luft mußte hier auch frischer werden — aber, zum Teufel, es roch immer gleich stockig.

Er machte noch ein paar unsichere Schritte vorwärts. Dann stand er zitternd still, und der kalte Schweiß brach auf seiner Stirn aus. Selbstverständlich — er war ein Idiot. — Er streckte die Zunge zwischen seinen trockenen Lippen hervor und Uebelkeitsgefühle stiegen vor Schrecken in ihm auf. Selbstverständlich — dieser Gang hier führte geradewegs hinein in die Irrgänge des höllischen Labyrinths, wo Schrecken und Hungertod verborgen lauerten. Wo hatte er seinen Verstand gehabt —

Selbstverständlich hatte der Kamerad ihm nicht den rechten Weg gewiesen. Und weshalb sollte er auch? Was für ein Narr war er doch, daß er einen Augenblick hatte glauben können, der Mann, den er gemeuchelt hatte, würde in seinem letzten Augenblick den Mund öffnen und ihm das befreiende Wort zuflüstern. Selbstverständlich nur das Gegenteil. Rechts hatte das rachgierige Tier geflüstert; also lag die Freiheit links.

Er lachte boshaft und trotzig, als sein Schrecken sich gelegt hatte. Wie gut, daß er rechtzeitig zur Vernunft gekommen war.

Er kehrte um und begann zurückzugehen, indem er mit der Rechten an der Tunnelwand entlang tastete und so noch einmal nach der Stelle zurückgelangte, wo er sich teilte. Hier wandte er sich nach der anderen Seite und fühlte sich sorgsam vorwärts. Ja, nun hatte er den Gang, aus dem er eben kam, zur Rechten — und also den Gang, der in die Freiheit hinausführte, zur Linken. Er wandte den Kopf, brummte eine gemeine Verhöhnung nach dem Haupttunnel hinein, wo der Ermordete liegen mußte, und begab sich dann getrost auf den rechten Weg.

Kurz darauf spürte er, daß der Weg aufwärts ging und daß seine Ohren den Laut von rinnendem Wasser auffingen. Er witterte — ja, da gab es keinen Zweifel; die Luft war jetzt reiner.

In diesem Moment stolperte er in der tiefen Finsternis über einen Stein und fiel kopfüber nach vorn. Einen entsetzten Schrei stieß er aus und ließ die Ballen los; aber er griff in die leere Luft und stürzte durch einen weiten Schacht in den Abgrund hinab und ging wie ein Stein unter in dem lachenden Wasser tief, tief unten — —

---

## Katzi.

Novelle von Kurt Münzer.

Als nach drei Söhnen das ersehnte Töchterchen geboren wurde, erhielt es zwar nach den beiden Großmüttern die stolzen Namen „Hermine Adelgunde", aber gerufen wurde es vom Anfang an nur „Katzi". Und das kam daher, daß im Hause eine schöne lichtgelbe Katze lebte, deren leuchtend seidiges Fell sich in nichts von des kleinen Mädchens glänzendem Blondhaar unterschied. Wenn beide auf dem Sofa lagen, floß das zarte Gold wie eins ineinander über, und zudem hatte das Menschenkind auch die lautlose Anmut und federnde Leichtigkeit der Katze, die — neckisch und komisch — Mausi hieß.

Mausi hatte nie eine Maus gefangen, denn immer war sie übersatt, und dann traute sich überhaupt kein Mäuschen in das schöne, helle, luftige Haus des Fabrikdirektors, in dem die blonde Katze selbstherrlich und großartig regierte. Ihr zuliebe gab es kein anderes Tier in Haus, Hof und Garten.

Es entstand nun eine große Liebe zwischen Katzi und Mausi. Und Mausi, sonst allen Zärtlichkeiten abhold, ein zurückhaltendes, kühles, gelassenes Geschöpf, war der kleinen Katzi liebevoll ergeben, lief ihr in Hündchenweise nach, schlief ihr zu Füßen in dem weißen Gitterbett und betrachtete sie oft mit unverständlich eindringlichem und mystisch glühendem Blick.

Als Katzi ins sechste Jahr ging und von der Schule schon die Rede war und die Brüder anfingen, bei ihren Spielen mit ihr zu rechnen, hatte Mausi das zwölfte Lebensjahr vollendet. Sie war schwer und fett geworden, war oft schon zu müde, sich zu putzen, sie konnte viele Stunden unterm Tisch sitzen und geheimnisvoll in eine Ferne blicken, in die niemand ihr zu folgen vermochte. Und eines Morgens lag die blonde Katze tot zu Katzis Füßen im Bett, schon kalt und starr. Lautlos, wie ihr ganzes Leben gewesen, war sie in der Nacht gestorben, hatte keinen bemüht oder gestört und schien nun über ihren schadhaften Zähnen sanft zu lächeln. Das blasse Zünglchen hing hinaus, und sie bot den rührendsten Anblick.

Schweigen wir von Katzis Schmerz und Tränen. Auch der jüngste Bruder zerdrückte eine Zähre. Die beiden älteren bewiesen sich als harte, beherrschte Männer. Aber Mama sowohl wie das Fräulein, die Köchin, das Stubenmädchen schämten sich nicht, mit Katzi über der kleinen Toten zu weinen . . .

Die Brüder hoben sofort ein großes Pläneschmieden an: es sollte eine große Bestattungsfeierlichkeit geben, Beisetzung von Mausi im Garten, mit Grammophonmusik, mit einer Rede; Einladung an die Freunde; hinterher Trauerschokolade mit Schlagsahne.

Aber Mama schnitt alle Beratungen ab. Mit Toten spiele man nicht, sagte sie, Mausi habe nach zwölf Jahren Treue und Liebe **wahre** Andacht und Trauer verdient. Und sie ver-

sammelte die Kinder um sich, in Ruhe mußten die Jungen im winterlichen Garten ein Grab ausheben, und Katzi bettete ihren Liebling, in ein Tuch gehüllt, schluchzend hinein. Sie hatte viele warme Tücher erbeten, damit Mausi in der vereisten Erde nicht friere. Aber Mama hatte ihr nur ein weißes Leinen zugebilligt. Und nun weinte Katzi nicht nur über des Lieblings Fortgang, sondern daß das kleine seidene Körperlein nun auch noch bitterlich frieren mußte . . .

Sie schlief nicht in der Nacht. Sie dachte ohne Unterlaß an Mausi, die es unter dem Erdhügelchen so kalt und einsam haben mußte. Und es pochte und rief in ihr das Verlangen, die kleine Tote herauszuholen, in ihr Bettchen zu legen, es ihr warm zu machen. Wie, wenn sie wieder auflebte, in der Wärme ihrer Arme und Kissen wieder zu sich käme? . . .

Und von dieser süßen Hoffnung heiß durchflutet, stand Katzi auf . . . Das Fräulein atmete tief und schlief fest, durch das Fenster leuchtete sanft die weiße Januarnacht. Es war so laue gute Luft in dem Zimmer.

Katzi schlüpfte in ihre Pantoffel, aber in der Seligkeit der Aussicht, Mausi zu holen, zu beleben, vergaß sie alles andere. In ihrem langen Hemdchen schlich sie die Treppe hinab, schloß die Tür zum Garten auf und lief schon zwischen den eingeschneiten Rabatten zur Mauer hinab, wo Mausis Hügelchen schwarz sich aus der Schneedecke wölbte. Sie spürte den bitteren Frost nicht, ihr liebendes Herz wärmte sie. Und sie kniete hin und begann, den schon gefrorenen Hügel abzutragen. Gut, daß die Jungen eine Schippe vergessen hatten. Hart wie Eis war die Erde geworden, es war so schwer, in sie zu stechen und sie auszuheben. O, wie müde wurde man . . .

Was schwang da hallend durch die Luft? . . . Eine Glocke. Die Uhr. Katzi konnte schon zählen, aber es schlug nur einmal. Plötzlich bekam sie Angst. „Mausi!" rief sie und rüttelte an dem harten Hügelchen. „O, Mausi! komm! komm doch, süße Mausi! Warte, warte, du frierst so. Ich hol dich ja. O Mausi!"

Und sie weinte in Furcht und Mitleid, in Sehnsucht und Erbarmen . . . Da nahm der tödliche Frost der Nacht des geängstigte Kind in seine Arme.

Gegen Morgen erwachte das Fräulein im Kinderzimmer. Im Schlaf hatte sie etwas erschreckt. Die Dämmerung erhellte schon den Raum, und sie sah: Katzis Bett war leer . . .

Man hörte sie im Garten schreien. Alle hörten sie und stürzten hinunter. Neben dem Grab des Kätzchens lag das kleine Mädchen. Auf seinen schneeweißen Wangen waren Tränen zu Diamanten erstarrt. Es lächelte, es war ja seinem Kätzchen begegnet, drüben, wo die Seelen sich wiederfinden.

## Madrid, ein Paradies für Bettler.

Den vielen Fremden, die nach Madrid kommen, sind schon öfters die vielen Bettler in unliebsamer Weise aufgefallen. Die Stadt beherbergt in ihren Mauern eine große Schar von Bettlern, wie sie sonst nicht in den anderen Hauptstädten Europas anzutreffen ist. Auch das Regime Primo de Riveras hat dieser Bettlerplage keinen Einhalt gebieten können, es scheint fast, daß diese in der Tradition der spanischen Hauptstadt wurzelnde Erscheinung einen weiteren Zugang erfahren hat.

Es ist für die vielen Reisenden gewiß kein erhebender Anblick, diese vielen jungen und alten Frauen und Männer vor sich zu haben, die ihre Gebrechen in schonungsloser Weise entblößen, um so das Mitleid der Passanten zu erregen. Die Bettler sind unter sich solidarisch und haben sogar unlängst einen Verband gegründet. Neuerdings haben sie eine Neuerung auf ihrem Gebiete erfunden. Die Bettler haben sich ein Schild umgehängt mit der Aufschrift: „Mindestbetrag zehn Centimes". Diese Vorschrift wird von den mitleidigen Leuten getreu eingehalten. Ein noch größerer Verdienst dürfte der Madrider Bettelgesellschaft erblühen, würde sie ihre bescheidenen Forderungen zu ihrem Nutzen in fremdsprachige Worte hüllen, damit auch der Ausländer einen Begriff von dem Ernst der Situation erhält. Man ist auf weitere Einrichtungen in diesem Bettlerbetrieb gespannt in der Stadt Madrid, wo sich die Bettler anscheinend sehr wohl fühlen.

## Schutz den wilden Tieren.

Kürzlich hatte der englische Verein für den Schutz der Urfauna in dem britischen Weltreich die Tierfreunde zu einem Meeting in die Zoologische Gesellschaft von England geladen. Ziel dieser Versammlung war, in den tropischen Gebieten nach dem Muster der schweizerischen Naturparks Schutzgebiete zu schaffen, um seltene Tierarten, die das begehrte Objekt von Jägern und Trophäensammlern geworden sind, vor einer gänzlichen Ausrottung zu bewahren. Die Gesellschaft will den britischen, südafrikanischen, belgischen und portugiesischen Regierungen das Projekt eines Abkommens überreichen, das den Verkauf solcher Tropentiere, die von Wildschützen erlegt worden sind, verhindert oder verbietet.

Die Elefanten haben besonders unter dieser unmäßigen Jägerbetätigung zu leiden. Da aber den Kolonialmächten in Afrika jegliche Bestimmungen und Gesetze über den Tierschutz fehlen, konnte gegen diese Jagdbarbarei nicht eingeschritten werden. Die belgische Regierung hat bereits im Kongogebiet einen Naturschutzpark von 6000 Quadratmeilen geschaffen, und zwar in der Nähe des Kivusees. In den großen Urwäldern des Kongo sollen nur noch 500 Gorillas vorhanden sein. Auch die südafrikanische Regierung hatte die Anlegung eines solchen Schutzgebietes angeregt.

## Aus aller Welt.

**Porträt einer Hand.** Geheimnisvoll taucht die Hand aus dem Dunkel auf. Bedeckt mit Runen, mit kleinen Erhöhungen, einem Gewirr von Gleisen, gleich einem Gedankenbahnhof. Diese Hand hat ein Gesicht, und die Photographin hat das Antlitz auf die Platte gebannt in Licht und Schatten. Je intensiver man das Gebilde aus Haut, Knochen und durchgearbeitetem Faserwerk betrachtet, um so magischer wird die Erscheinung. Edel in der Form, durchgeistigt in der Führung der Falten und feinsten Fältchen geben die fünf Finger Rätsel auf nicht nur dem, der etwas Fachliches davon zu verstehen meint, viel mehr noch dem Laien, den der Anblick der Photographie ahnen läßt, daß der Besitzerin seltsame, geheime Kräfte zu eigen sein müssen, die zu enträtseln wir nicht in der Lage sind. Diese Hand gehört der bekannten Hellseherin Günther, und sie ist abgebildet in der neuesten Nummer (Nr. 1/2) des „Illustrierten Blattes", Frankfurt a. M. Aus dem weiteren Inhalt dieses Heftes werden den Leser folgende Titel besonders interessieren: „Der Pariser Finanzskandal", „Verbrecherschlacht am Schlesischen Bahnhof", „Das Gehen auf Skiern", „Blind" und „Die Phantastik des Einfachen". An Lesestoff ist neben einer ganz besonders inhaltsreichen Fortsetzung des Wallace-Romans „A. S. der Unsichtbare" eine ausgezeichnete Novelle von Jack London geboten. Eine Preisaufgabe „Wo stecken die Fehler?" gibt jedem Leser Gelegenheit, durch Einsendung der richtigen Lösung sein Glück zu versuchen und sich um einen der namhaften Preise (1. Preis 300 M.) zu bewerben. Das mit einem hübschen Porträt des jetzt 14jährigen Jackie Coogan als Titelbild geschmückte Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

**Unerwarteter Fehlschlag.** Ein Konzertunternehmer wollte in einer Stadt eine berühmte Sängerin auftreten lassen. Um das Publikum neugierig zu machen und in Spannung zu halten, ließ er eine Woche lang täglich neue Plakate anschlagen mit den Worten: „Sie kommt!" Am achten Tage wollte er die Neugierigkeit befriedigen und mittels eines neuen Plakats bekanntgeben, wer denn komme. Wer beschreibt aber sein Entsetzen, als er am frühen Morgen des achten Tages an allen Enden der Stadt Plakate angeklebt findet, auf denen es heißt: „Sie ist da! Die prima Qualität-Glanzwichse ist von heute ab zu haben bei S. Nimmer."

**Wohnhäuser mit Eis gefüllt.** In Sibirien kann man häufig eine überaus unheimliche und seltsame Erscheinung beobachten. Es kann dort nämlich vorkommen, daß infolge eines plötzlich zunehmenden Grundwasserdrucks der Spiegel des Grundwassers steigt. Hieraus entstehen nun, wenn gerade über einem solchen unterirdischen und schnell aufgetauten Grundwasserstrom ein Haus steht, sehr schlimme Folgen. Denn in diesem Falle dringt das Wasser auf einmal mit so großer Kraft von unten herauf in das Haus hinein, daß es in alle Räume gelangt. Wenn nun aber, wie es oft vorkommt, die Temperatur jetzt rasch wieder sinkt und Kälte einbricht, so gefriert auch das in die Zimmer eingedrungene Wasser, so daß die Räume binnen kurzer Zeit oft bis oben mit Eis gefüllt sind.

**Fortschritte in der Behandlung der Knochentuberkulose. — Die erfolgreiche Kalbsmilztherapie.** Der Wiener Arzt Dr. Fliegel erstattete in der letzten Sitzung der Wiener Gesellschaft der Aerzte Bericht über sehr bedeutungsvolle Fortschritte in der Behandlung der Knochen- und Gelenktuberkulose. Es handelt sich um die neuartige Kalbsmilztherapie, mit der auch bei schwierigen, bereits in Eiterung übergegangenen Fällen, die früher nur durch eingreifende Operationen geheilt werden konnten, außerordentlich gute Erfolge erzielt worden sind. Man verabreichte den Kranken drei bis vier Wochen hindurch große Mengen rohe Kalbsmilz, und die Erfolge waren, wie Dr. Fliegel bekanntgab, überraschend. Die Kalbsmilztherapie konspiriert mit der bekannten Lebertherapie, in Fällen schwerer Blutarmut, nur daß dort die Leber nicht roh, sondern in verschiedenen Zubereitungen gegeben wird, während man die Kalbsmilz bei Tuberkulose roh verabreicht.

## Fröhliche Ecke.

**Die Kinderkarte.** Papa fährt mit seinem siebenjährigen Töchterchen von Bad Tölz nach München. In Holzkirchen unterbricht er die Fahrt, um dort wohnende Verwandte zu besuchen. Die Verwandten wollen die kleine Nichte nicht mehr fortlassen; sie soll wenigstens ein paar Tage bei ihnen bleiben. Nun, Papa willigt ein und setzt andern Tags die Fahrt allein fort. An der Bahnsteigsperre zeigt er versehentlich die Kinderfahrkarte seines Töchterleins vor mit der Erklärung, daß er gestern die Fahrt unterbrochen habe.

„Ja mei, Herr!" sagt der Schaffner mit einem Blick auf die Kinderkarte; „da san S' aber fei scho damisch schnell g'wachsen in der kurzen Zeit!" („Meggend.-Bl.")

**Der höfliche Sachse.** Zwischen Glauchau und Meerane steigt ein Mann zu mir in mein Abteil, in dem ich allein saß: „Ach, entschuldigen Se," sagt er zu mir nach einer Weile, „daß ich Sie geenen Dischkursch mit Sie erst anfangen kann, aber ich muß Sie uff der nächsten Station schon widder aussteigen." („Fl. Bl.")